

Frau Domscheit-Berg, Sie haben einmal gesagt, Ihr »ostdeutsches Teflon« habe Sie geschützt.

Was meinen Sie damit?

Ich meine damit meine Sozialisierung in der DDR. Dadurch war erwerbstätig zu sein, mit oder ohne Kind, quasi in meine DNA eingeschrieben. Als ich später alleinerziehend im Westen arbeitete und mein Chef mir sagte, dass mein Kind asozial würde, wenn es in den Kindergarten käme, und ich von vielen als Rabenmutter angesehen wurde, da konnte ich mir sagen: Das ist Blödsinn.

Sie ließen sich nicht verunsichern.

Ich stand aber trotzdem unter dem Druck, ständig zu beweisen, dass ich mit Kind genauso belastbar bin wie andere Manager ohne Kind oder mit Hausfrau im Rücken. Ich hatte wenig Entlastung und Arbeitszeiten jenseits von Gut und Böse. Auch als ich wieder schwanger war. Ich durfte damals meine extremen Arbeitszeiten nicht reduzieren und habe nicht ausreichend auf mein Recht als Schwangere gepocht. Mein Körper zog dann die Notbremse, und ich habe das Kind verloren. Wo man rote Linien setzen muss, habe ich damals auf die harte Tour gelernt und gekündigt.

Gab es noch weitere Brüche in Ihrem Leben?

Der erste war wie für viele der Mauerfall, und der zweite Turning Point war für mich eine Reise nach Indien in der Phase, als ich alleinerziehend war. Mit dem Vater meines Sohns hatte ich acht Jahre zusammengelebt, dann war ich sechs Jahre mit einem anderen Mann zusammen, bis ich ihn rausgeschmissen habe, weil er ein Doppelleben führte. Das nächste Weihnachten hätte ich allein verbringen müssen, weil mein Sohn bei seinem Vater war, und davor hatte ich Panik. Ich hatte aber den indischen Aktivist Bunker Roy kennengelernt, der mich ins Barefoot College eingeladen hat, wo er Analphabetinnen zu Solartechnikerinnen ausbildete. So bin ich über die Feiertage zu dieser Gemeinschaft aus ein paar Hundert Leuten gefahren, die alles



Anke Domscheit-Berg,

50, arbeitete als Unternehmensberaterin unter anderem bei McKinsey, später war sie bei Microsoft tätig und machte sich dann als Unternehmerin und Publizistin selbstständig. Seit 2017 ist sie Bundestagsabgeordnete

gemeinsam machten, egal aus welcher Kaste sie kamen. Auch körperlich Behinderte wurden ganz natürlich integriert. Alles geschah auf Augenhöhe, und das hat den Menschen Selbstbewusstsein gegeben. Die Reise hat mein Leben verändert, ich habe dort gelernt, worauf es wirklich ankommt und was glücklich macht – und was nicht. Ein hoch bezahlter Job zum Beispiel nicht. Bis dahin dachte ich: Zum Lebensglück gehört ein Mann, hoffentlich finde ich bald einen! In Indien habe ich verstanden, dass ich keinen Mann brauche, um glücklich zu sein. Das habe ich wohl ausgestrahlt, als ich wenige Tage nach meiner Rückkehr meinen jetzigen Mann kennengelernt habe.

Erst waren Sie bei den Grünen, dann bei den Piraten, und 2017 sind Sie über die Liste der Linken in den Bundestag gekommen. Trotzdem nennen Sie sich eine Überzeugungstäterin?

Meine Überzeugungen waren immer die gleichen: Ich bin grün, ich bin links, ich

bin digital. In den Neunzigern sprachen mich die Grünen vor allem mit der Energiewende an, und ich wurde zahlendes Mitglied. Als die Digitalisierung zum Thema wurde, bekam ich Lust auf aktive Politik, bei den Piraten, die darin ihren Schwerpunkt hatten. Jahre nach dem Austritt fragte mich die Linke überraschend, ob ich mir vorstellen könnte, ihre digitale Politik im Bundestag mitzugestalten. Deshalb bin ich doch zurück in die Politik, und um mich selbst dem Rechtsruck entgegenzustellen. Für mich ist das eine große Veränderung, denn als Selbstständige genoss ich meine Autonomie, jetzt ist mein Kalender fremdbestimmt, und nach einer Sitzungswoche komme ich fix und fertig nach Hause. Ich vermisse meine Familie, mein geliebter Garten wird vernachlässigt. Das Private bleibt einfach auf der Strecke. Das war absehbar, deshalb hat auch der Familienrat entschieden. Mein Sohn hat gesagt: Du musst dich jetzt der AfD entgegenstellen und die digitale Fahne schwenken, mein Abi krieg ich auch so hin. Mann und Sohn haben beschlossen, mir den Rücken frei zu halten.

Warum wollen Sie es immer den anderen beweisen?

Vielleicht hat es damit zu tun, dass ich als Kind oft den Eindruck hatte, meine Mutter liebt mich dann am meisten, wenn ich die besten Noten nach Hause bringe. Aber schon als Kind hat mich herausgefordert, wenn jemand sagte, dies oder das könne ein Mädchen nicht. Ich wollte immer beweisen, dass ein Mädchen das sehr wohl kann, und habe wegen solcher Provokationen schon als Kind die verrücktesten Dinge gemacht. Meine Mutter hat mich dafür immer gelobt, sie war recht feministisch drauf. Das hinterlässt Spuren. ◆

Das Gespräch führte Herlinda Koelbl. Sie ist Fotografin und gehört neben dem Psychologen Louis Lewitan, Evelyn Finger, Anna Kemper, Ijoma Mangold, Christine Meffert und Khuê Phạm zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe